



Kapitel 1

Wien, November 1847

Die Musik hatte bereits begonnen, als Maximilian von Berg den Salon betrat. Er ignorierte sowohl die Köpfe, die sich nach ihm umdrehten, als auch das kokette Lächeln unzähliger Damen, verschränkte die Arme und lehnte sich mit nachlässiger Eleganz, die seine schlechte Laune verbarg, an die Wand. Ohne das Klavier ganz vorne im Salon zu beachten, ließ er seinen Blick durch den Raum schweifen.

Die übliche Mischung der Wiener Hautevolee war anwesend, obwohl er zugeben musste, dass seine Eltern einen besseren Geschmack als die meisten ihrer Standesgenossen hatten, was Freunde und Bekanntschaften betraf. Dennoch hielt er es für höchst unerquicklich, dass er seine Zeit damit verschwenden musste, einen Abend lang jemandem beim Klavierspiel zuzuhören, obwohl seine Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigt waren. Wenn seine Mutter ihn nicht ausdrücklich um seine Anwesenheit gebeten hätte, wäre er gar nicht gekommen.

Doch dann hörte er die Stimme – klar und rein, wie eine Glocke an einem Frühlingmorgen, und dennoch klangvoll und weich und warm wie eine zärtliche Berührung. Er stieß sich von der Wand ab und sein Kopf ruckte zum vorderen Bereich des Salons herum.

Die Sängerin stand halb von ihm abgewandt, und sein erster Gedanke war, dass eine solche Klangfülle unmöglich aus einem so zierlichen Körper kommen konnte. Dann drehte sie sich in seine Richtung, und eine Spannung ergriff Max, die seine Sinne entzündete.

Ihre feinen Gesichtszüge könnten zu einer der Meissner Porzellanfiguren gehören, die seine Mutter sammelte. Aber es war nicht ihre Schönheit, die Max alles andere vergessen ließ. Es waren ihre smaragdgrünen Augen, die mit all der Emotion und Leidenschaft ihres Liedes strahlten, und obwohl ihr schwarz-weißes Kleid nach modischen Maßstäben nahezu züchtig war, umgab sie eine Aura der Sinnlichkeit, die ihm den Atem raubte.

Sein Blut begann sich zu regen, doch statt dem Aufwallen von Lust nachzugeben, versuchte er, es zu unterdrücken, aber sie hielt ihn gefangen, wie Treibsand einen unvorsichtigen Wanderer gefangen hält, und erlaubte ihm nicht, auch nur den Blick abzuwenden. Und währenddessen wob ihre Stimme ein Netz der Verzauberung um ihn. So musste sich Odysseus gefühlt haben, dachte Max, als er sich an seinen Mast hatte binden lassen, damit er dem Ruf der Sirenen nicht folgte.

Dann gab etwas in ihm nach, und ein Lächeln umspielte kurz seinen Mund, als er sich der schiereren Wollust des Augenblicks hingab. Doch das Vergnügen dauerte nicht lange, löste sich ohne Vorwarnung auf und wurde bitter, als das Bild von Maries Gesicht aufstieg und sich auf die Züge der Sängerin legte. Marie – genauso zierlich, genauso betörend. Marie mit ihrem weichen, sanften Mund und dunklen Augen voller Vorwurf.

Maries Bild war nicht von Bestand – das war es nie. Aber es hatte seine Arbeit getan und ihn an seine Schuld erinnert. Trotzdem sah Max weiter der Sängerin zu, da er selbst jetzt nicht in der Lage war, wegzuschauen. Das köstliche, zügellose Vergnügen dieses einen Augenblicks war verschwunden und von einem drängenden Verlangen ersetzt worden, das all seine Sinne schärfte. Ein Verlangen, das nicht von dem Schuldbewusstsein gemindert wurde, welches ihn durchströmte.

Als das Konzert schließlich vorbei war, hatten ihn Ungeduld und Schuldbewusstsein innerlich aufgerieben. Sobald der enthusiastische Applaus verklungen war, begab er sich in den vorderen Teil des Salons. Beinahe wäre er direkt auf die feingliedrige, blonde Sängerin zugegangen, doch Zuneigung und gute Manieren ließen ihn neben einer Frau stehen bleiben, die in der ersten Reihe saß.

»Guten Abend, *maman*.« Sein Lächeln war ehrlich, als er sich hinunterbeugte, um zuerst ihre Hand und dann ihre Wange zu küssen.

Gräfin Arabella Bergs saphirblaue Augen leuchteten vor Freude, als sie eine Hand an die Wange ihres ältesten Sohnes legte. Es erstaunte sie stets von Neuem, ein jüngeres, maskulines Abbild ihres eigenen Gesichts zu entdecken, wenn sie ihn ansah. Nur seine Augen wiesen das gleiche reine Silbergrau wie die seines Vaters auf. Sie hielt die Hand ihres Sohns in ihrer und sah zu ihrem Mann, der links von ihr saß.

»Max muss zu uns zum Essen kommen, während wir in der Stadt sind, Nando.« Mit einer anmutigen Geste ließ sie die Hand auf den Oberschenkel ihres Mannes sinken. »Sieh ihn nur an. Kommt er dir nicht wie jemand vor, der ein oder zwei anständige Mahlzeiten vertragen könnte?«

Graf Berg schenkte seiner Frau ein liebevolles Lächeln. »Was immer du wünschst, meine Liebe«, sagte er und wick damit elegant ihrer Frage aus.

Sein Blick wanderte nach oben und er wappnete sich für den Schmerz, der ihn bereits die Lippen zusammenpressen ließ. Sein Lächeln verblasste, als er seinem Sohn in die Augen sah. Wie immer stritt die Liebe, die er nie aufgehört hatte, für sein erstgeborenes Kind zu empfinden, mit bitterer Enttäuschung.

Er hatte seinem Sohn alle Möglichkeiten geboten, und was hatte dieser getan? Er hatte Medizin studiert, doch dann auf einmal entschieden, in die kaiserliche Armee einzutreten, und jetzt nahm er seine Befehle von Kanzler Metternich entgegen. Graf Berg zog es vor, sich nicht daran zu erinnern, dass auch er in der Armee gedient und Befehle von Metternich entgegengenommen hatte, wengleich indirekt. Stattdessen begrüßte er die Entrüstung, die den Schmerz stets zu dämpfen schien.

Einen langen Moment musterten die beiden Männer einander kühl, ehe sie beide leicht nickten und dann den Blick abwandten.

Gräfin Arabella Berg seufzte traurig über die Kluft zwischen Vater und Sohn, zu deren Überbrückung sie nichts beitragen konnte, und drückte die Hand ihres Sohnes. »Geh nur, Max.« Sie zeigte mit dem Kinn nach vorne, wo die junge Sängerin weiterhin neben dem Klavier stand und bereits von einer Schar Bewunderer umgeben war. »Du kommst noch zu spät.«

»Ich dachte, Mütter zeichnen sich in solchen Angelegenheiten durch selige Ahnungslosigkeit aus«, sagte Max und ein jugenhaftes Grinsen huschte über sein Gesicht.

Die Gräfin klopfte mit ihrem Fächer auf seinen Arm und scheuchte ihn davon. Während sie zusah, wie er mit unverhohlener Eile auf die Sängerin zuhielt, seufzte sie erneut. Ihr Blick wanderte zu der reizenden jungen Frau, die sie sofort sympathisch gefunden hatte, als sie vor dem Konzert kurz mit ihr geplaudert hatte. Vielleicht, dachte sie, vielleicht würde sie es schaffen, Max aus seinem Schuldbewusstsein und den Erinnerungen an seine verstorbene Frau zu lösen.

Felicity Allen lehnte sich an die Biegung des Pianofortes und ließ die Komplimente in drei verschiedenen Sprachen wie Fliegen an ihren Ohren vorbeisausen. Die Mischung aus Erschöpfung und erhebendem Glücksgefühl, die sie immer nach einem Liederabend verspürte, durchströmte sie wie Wein. Sie wusste, dass ihre Darbietung heute außergewöhnlich eindringlich gewesen war, wobei sie vielleicht auf eine Empfindung des Publikums reagiert hatte. Oder möglicherweise lag es einfach nur daran, dass sie endlich in Wien war. Endlich kurz davor stand, die Antworten auf die Rätsel zu finden, die ihr Leben schon seit so langer Zeit beherrschten. Ihre Lider senkten sich, als sie der Erschöpfung einen Moment lang nachgab.

»*Mes excuses, messieurs.*« Die sonore Stimme, die mit der unverkennbaren Schärfe von Stahl unterlegt war, schnitt durch das wohlgezogene Geplapper um sie herum wie ein heißes Messer durch Butter.

Felicitys Lider flogen auf und ihr Blick traf auf silbergraue Augen, die sie kühn erforschten. Sie verspürte einen innerlichen Ruck, der sie bestürzte und ihre Feinnervigkeit verstärkte, und eine eigentümliche Anspannung bildete sich in ihrer Magengrube. Das war es, was sie gespürt hatte, als sie heute Abend gesungen hatte, erkannte sie. Diese silbernen Augen, die sie so gnadenlos durchbohrten, als wäre sie ein Schmetterling auf einem Brett.

Gefangen in der kühlen Selbstsicherheit dieses Blickes starrte sie in die grauen Augen. Aber da war noch mehr, bemerkte sie. Heiße Ströme flossen unter der Gelassenheit. Und dort lebte auch Schmerz.

Sie musste entkommen und zwang sich dazu, zu einem der Männer, die sie umgaben, zu wenden, doch bevor sie etwas sagen konnte, bot ihr der hochgewachsene Offizier seinen Arm an.

»Darf ich Sie jetzt zu Ihrem Garderobenzimmer begleiten, *mademoiselle*?« Trotz der höflichen Formulierung enthielt die Stimme eine Befehlsgewalt, die keinen Widerspruch duldete, und Felicity legte ihre Hand auf seinen Arm und gestattete, weggeführt zu werden.

Der Offizier sagte nichts, als sie über den Flur zu dem kleinen, aber luxuriös eingerichteten Zimmer gingen, das ihr zur Verfügung gestellt worden war. Mit jedem Schritt, den sie nahm, wuchs Felicitys Wut über die selbtherrliche Art, mit der er sie befehligt hatte – und auf sich selbst, weil sie nicht genug Kraft aufbringen konnte, um Widerstand zu leisten.

Als sie das Zimmer betraten, erhob sich Manon, Felicitys Gesellschafterin und Zofe, um sie zu begrüßen, und mehr als alles andere versetzte die Überraschung auf ihrem Gesicht Felicity in Tatbereitschaft. Sie zog ihre Hand so schnell vom Arm des Offiziers zurück, als hätte sie sich verbrannt, und wirbelte zu ihm herum.

»Was fällt Ihnen ein? Wie kommen Sie dazu, mich einfach von den Menschen wegzuzerren, mit denen ich mich gerade unterhalten habe?«

»Wegzerren? Dieses Wort scheint zumindest ein gewisses Maß an Gewalt vorauszusetzen.« Max lehnte sich gelassen an den Türrahmen. »Behaupten Sie wirklich, *mademoiselle*«, sagte er in perfektem Französisch, »dass ich Gewalt angewandt habe?«

Die Tatsache, dass dies der Wahrheit entsprach, schürte nur das Feuer von Felicitys Zorn. »Gewalt hin oder her, es bleibt die Tatsache bestehen, dass ich keinerlei Wunsch verspüre, meine Zeit in Ihrer Gesellschaft zu verbringen ...« Sie ließ den Blick über sein Rangabzeichen streifen. »Oberstleutnant.«

»Ah, aber ich verspüre großes Verlangen, Zeit in Ihrer Gesellschaft zu verbringen.« Max' Lächeln war strahlend, erreichte aber nicht ganz seine Augen. »Schicken Sie Ihre Zofe hinaus. Ich würde gern mit Ihnen alleine sprechen.«

»Ich werde ganz gewiss nicht meine Zofe ...«

»Angst?« Er sprach die höhnische Bemerkung leise aus und unterstrich sie mit spöttisch hochgezogenen, schwarzen Augenbrauen.

»Angst?«, wiederholte Felicity. Dann kniff sie die Augen zu smaragdgrünen Schlitzeln zusammen, und ihre Nasenlöcher bebten vor Zorn. »Nein«, fauchte sie. Das Wort klang mehr wie ein Fluch als eine schlichte Verneinung. Ohne den Blick von ihm zu wenden, sprach sie ihre Zofe an. »Lass uns allein, Manon.«

Das Mädchen zögerte einen Moment, ehe es einen Knicks machte und das Zimmer verließ.

Die Tür schloss sich hinter Manon. Da sich Felicity außerhalb der Reichweite der seltsamen Anziehungskraft der Augen dieses Offiziers bringen musste, drehte sie sich zum Tisch um und schenkte sich eine Tasse Tee ein. Voller Wut auf sich selbst stellte sie fest, dass ihre Hände nicht ganz ruhig waren. An dem Tag, an dem sie das Schiff Richtung Europa bestiegen hatte, hatte sie sich geschworen, dass sie nie wieder Angst vor einem Mann haben würde, aber jetzt zitterten ihre Hände!

Sie rief sich ihre Ausbildung ins Gedächtnis und atmete einige Sekunden lang mit dem Zwerchfell. Nachdem sie sich selbst versichert hatte, dass die Angst verschwunden war, hob sie die hauchdünne Porzellantasse.

»Ich kenne Ihren Namen gar nicht«, sagte sie über ihre Schulter.

»Ich den Ihren auch nicht.« Max stieß sich vom Türrahmen ab und vollführte eine leichte Verbeugung. »Graf Maximilian Berg, zu Ihren Diensten.«

»Berg?« Felicity drehte sich zur Gänze um. »Sind Sie mit Graf und Gräfin Berg verwandt? Natürlich, wie hat mir das nur entgehen können?«, beantwortete sie ihre eigene Frage, bevor er etwas sagen konnte. »Sie haben das Gesicht der Gräfin und die Augen des Grafen.« Verstimmt wegen der Intimität ihrer Worte verzog sie das Gesicht. »Es ist schade, dass Sie nicht auch ihre Manieren haben.«

Bei ihrer Unverschämtheit hoben sich Max' Brauen halb verärgert, halb amüsiert. »Und Ihr Name, *mademoiselle*?«

Felicity sah zu, wie er einen Schritt auf sie zumachte – und dann einen weiteren. Er bewegte sich mit der langsamen Eleganz eines Panthers, ungezähmt und gefährlich, und sie hielt sich an der Rückenlehne eines Stuhls fest, um nicht in Versuchung zu geraten, vor ihm zurückzuweichen. »Felicity Allen.«

»Sind Sie Engländerin?« Als Max bemerkte, dass ihre Knöchel weiß hervortraten, verlangsamte er seine Schritte.

»Amerikanerin.«

»Wie verschlägt es eine Amerikanerin nach Wien?« Sein Plauderton war leicht und unbekümmert.

»Das ist eine lange Geschichte.«

Max blieb eine Armeslänge von ihr entfernt stehen, und das Lächeln, das seinen Mund umspielte, wurde jetzt auch in seinen Augen widergespiegelt. »Ich habe die ganze Nacht Zeit.«

Die samtweiche, melodiose Stimme war eine Einladung voller Provokation, und unwillkürlich musste Felicity gegen den heimtückischen Charme dieses Tonfalls ankämpfen.

»Bitte gehen Sie«, sagte sie aufbrausend. »Ich möchte nichts mit Ihnen zu tun haben.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?« Max machte einen weiteren Schritt und umfasste ihr Kinn mit einer Hand. Er sah Angst in ihren Augen aufblitzen, ehe sie sie beherrschte und durch Verachtung ersetzte. Sie hielt ganz still in seinem Griff und sah ihm direkt in die Augen.

Sie hatte Mut, dachte er, während er mit dem Daumen ihre Wange streichelte. Gott, ihre Haut war weich. Plötzlich stieg das Bild von Marie, wie sie während einer ihrer seltenen Auseinandersetzungen vor ihm zurückzuckte, ungebeten und unabsichtlich in seinen Gedanken auf. Seine Hand auf Felicitys Kinn verkrampfte sich, als ob der Vergleich, der eine Kritik an Marie beinhaltete, ihre Schuld wäre.

Seine Finger verbrannten ihre Haut, und da sie die Berührung unterbrechen musste, hob Felicity ihre Hand und schlug seine beiseite.

»Ich habe Ihnen nicht die Erlaubnis erteilt, mich zu berühren.« Ihre Augen funkelten ihn an. »Noch habe ich die Absicht dazu.«

»Schade«, sagte er leise. »Ich möchte Sie aber berühren. Sehr sogar.« Wieder streckte er die Hand nach ihr aus.

»Nein.«

Erneut sah Max das sofort wieder unterdrückte Aufblitzen von Angst, und ein Schwall Zärtlichkeit unterband das Begehren, das sein Blut wärmte. »Jemand hat Sie verletzt.«

»Das geht Sie nichts an.« Rasch drehte sich Felicity um und kämpfte gegen die unerwartete Sanftheit an, die sie in seiner Stimme hörte. Wie konnte es eine solche Zärtlichkeit in einem Mann geben, der sich ihr genähert hatte, um sich sein Vergnügen für eine Nacht zu erkaufen, als wäre sie eine Hure? Die Rüstung, an der sie so hart gearbeitet hatte, begann, sich vor ihren Augen aufzulösen, und wie das Meer, das über eine ramponierte Ufermauer schwappte, strömten die alten, schmerzhaften Erinnerungen durch sie.

Max schloss die Lücke zwischen ihnen, berührte Felicity aber nicht. Er stand einfach nur stumm da und gewöhnte sie an seine Gegenwart, wie er es bei einem wilden, verängstigten Tier getan hätte. Als er auf die weiße Kurve ihrer Schulter blickte, die von ihrem Kleid entblößt wurde, sah er dort Zerbrechlichkeit und Anmut, und doch spürte er die Seelenstärke, die in ihrem zierlichen

Körper beheimatet war. Ganz anders als ... Wieder stieg das Bild auf, um ihn zu verfolgen, und seine Hände ballten sich zu Fäusten.

Dann umhüllte ihn ihr Duft – Jasmin und etwas Warmes, Süßes, das ihn sich danach sehnen ließ, ihre Haut zu kosten –, stieg ihm in die Nase und lenkte ihn ab. »Dreh dich um, Felicity«, murmelte er. »Bitte dreh dich um und sieh mich an.«

Felicity hätte einem Befehl, einer Aufforderung widerstanden. Aber sie konnte der Sehnsucht, die sie in Max' Stimme hörte, genauso wenig widerstehen, wie sie hätte aufhören können zu atmen. Langsam drehte sie sich wieder zu ihm um. Als sie in sein Gesicht sah, wusste sie, dass sie einen Fehler gemacht hatte.

In den silbernen Augen war jetzt Aufruhr zu erkennen, als ob er gegen Gespenster in sich kämpfte. In ihnen lag Begierde, heiß genug, um sie zu versengen, doch diese wurde von einer Zärtlichkeit im Zaum gehalten, die sie alarmierte. Wie sollte sie Zärtlichkeit widerstehen, wenn dies etwas war, was sie so lange entbehrt hatte?

Nun war sie nur noch eine Handbreit von ihm entfernt, und Max konnte die blassblauen Adern unter ihrer durchscheinenden Haut erkennen. Er konnte die Gefühlsverwirrung in ihren Augen schimmern sehen, die die Farbe eines tiefen, verzauberten Waldes angenommen hatten.

»Willst du mir glauben, wenn ich dir sage, dass ich dir nicht wehtun werde?«

Einen Moment lang konnte Felicity ihn nur anstarren. Wie oft hatte sie ihre Mutter sagen gehört, dass Männer nichts anderes konnten, als Frauen körperliches und seelisches Leid zuzufügen? Und wie oft hatte sie selbst blaue Flecken mit Puder kaschieren müssen, ehe sie auf die Bühne ging? Blaue Flecken, die Charles Foster ihr zugefügt hatte. Und wie lange würde sie die Spuren dieser Verletzungen auf ihrer Seele tragen? Warum sollte dieser Mann anders sein?

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube Ihnen nicht.«

Langsam streckte Max die Hand aus und streichelte mit dem Daumen über ihren Hals, wo ein Pulsschlag flatterte. Felicity zuckte zusammen, doch bevor sie zurückweichen konnte, ließ er seine Hand in ihren Nacken gleiten und hielt sie fest, ohne jedoch Druck auszuüben. Mit der anderen Hand hob er ihr Kinn und senkte langsam, ganz langsam den Kopf.

Sein Mund streifte ihre Wange und wanderte dann zu ihrer Schläfe, nur um gleich darauf wieder nach unten zu gleiten. Mit der Zunge fuhr er ihr Ohr läppchen nach. Als er ihren Mund erreichte, waren ihre Sinne benebelt. Ruhig strichen seine Lippen über ihre, vor und zurück, vor und zurück.

Als sie den Mund öffnete, um einen stockenden Atemzug entweichen zu lassen, nutzte er es aus, drang leicht ein und erkundete, ob er willkommen war.

Felicitys Mund schmeckte honigsüß, lockte ihn, und einen Moment lang vergaß er seine guten Absichten und vertiefte den Kuss, während er die Hände in ihre goldenen Locken schob, um ihren Kopf festzuhalten. Der Schwall Erregung, der durch sein Blut rauschte, warnte ihn, und Max ließ seinen Mund wieder sanft werden und erlaubte sich nur, ein wenig von ihrer Süße zu kosten.

Als Max ihren Mund eroberte, verstand Felicity zum ersten Mal in ihrem Leben das Wort Verführung. Er zog sie an sich und da er sie dabei fast von den Füßen hob, suchte Felicity nach Halt und vergrub die Hände in seinem hellblauen Uniformrock. Sein berauscher Kuss machte sie ganz schwindelig, wie Wein, der stark und gleichzeitig süß war.

Flammen breiteten sich in ihr aus, und bestürzt stellte sie fest, dass sie seinen Kuss wollte, mehr von seinem Geschmack auf ihrer Zunge wollte. Doch selbst als das Gefühl, das sie nicht als Erregung erkannte, sie durchströmte, selbst als sie spürte, wie sie sich an ihn schmiegte, überfluteten sie erneut Erinnerungen. Sie beehrte gegen die Hingabe auf und kämpfte gegen das Entzücken, das begann, sie zu benebeln. Ihre Hände legten sich flach auf seine Brust und versuchten, ihn wegzustoßen.

Max wusste genau, in welchem Moment Felicity anfing, sich ihm zu widersetzen, so wie er auch genau wusste, in welchem Moment sie sich seinem Kuss hingeeben hatte. Er wollte von ihr ausgefüllt werden, wollte sie mit sich ausfüllen, doch er gab sie langsam frei, bis seine Hände nur noch ganz leicht auf ihren nackten Schultern ruhten.

»Glaubst du noch immer, dass ich dir wehtun werde?« Sein Flüstern schmeichelte, lockte. »Weißt du, es würde genauso sein.« Seine Finger zogen leichte, verführerische Kreise auf ihrer Haut. »Nur Vergnügen.«

Felicity hatte ihren Widerstand bereits wieder vergessen und hielt unter dem Charme seiner Stimme, der Anziehungskraft seiner Augen ganz still. Dann spürte sie, wie seine Finger unter die Spitze, die das Dekolleté ihres Kleides säumte, glitten und die Rundung ihrer Brüste nachzeichneten.

»Bleib heute Nacht bei mir und lass mich dich lieben.«

Die intime Berührung, das noch intimere Gemurmel riss Felicity aus der sinnlichen Benebelung. Die Erinnerungen an Schmerz und Erniedrigung, die sie längst vergraben glaubte,

überfluteten sie erneut. Ihre Hände flogen hoch, um sich abzuschirmen, und sie wich zurück. Sie wäre geflohen, wenn ihr Möbel nicht den Weg versperrt hätten.

»Machen Sie, dass Sie wegkommen.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein heiseres Flüstern, und sie verabscheute, dass sie so klang. »Raus hier, bevor ich um Hilfe rufe.«

Seine Sinne waren noch immer unscharf, sein Atem nahezu abgehackt, sein Körper pochte weiter mit Erregung, als Max auf die zierliche Frau hinabsah. Wut ersetzte die Angst, die sich in ihren Augen gezeigt hatte, und sein eigenes Temperament kochte hoch. Ihr Geschmack war noch immer auf seinen Lippen, ihr Duft in seiner Nase, verdammt noch mal, und er wollte sie trotz seiner Erinnerungen, trotz seiner Geister der Vergangenheit. Vielleicht sogar wegen ihnen.

Mit der Arroganz, die er von Generationen mächtiger Männer geerbt hatte, war sein erster Impuls, sich zu nehmen, was er begehrte. Wer glaubte sie, wer sie war, dachte er. Die Worte blitzten in seinem Kopf auf, selbst als er sich dafür verfluchte. Er wollte sie an sich ziehen, seinen Körper an ihren drücken, aber noch nie hatte er seine überlegene Kraft benutzt, um eine unwillige Frau zu besitzen.

Max richtete sich gerade, verbeugte sich und schlug leicht die Hacken zusammen. »Ihr gehorsamster Diener, *mademoiselle*. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in Wien.«

Ruhig erwiderte Felicity seinen Blick und war sich nicht bewusst, dass sich die Nägel in ihre Handflächen gruben, als sie um Beherrschung kämpfte. Sie nahm seine Worte mit einem Nicken zur Kenntnis und wartete, bis seine Schritte im Flur verklungen waren, ehe sie sich die Schwäche erlaubte, die Augen zu schließen und die Tränen zuzulassen.

Kapitel 2

Der schmale Gang hinter der Bühne roch nach Staub, Theaterschminke und dem Schweiß, den Parfüms und der Aufregung der Menschenmenge, die sich davor drängte. Es war typisch für diese musikbegeisterte Stadt, dass sich das Publikum aus jeder Klasse der Wiener Gesellschaft zusammensetzte. Juwelenbehangene Gräfinnen und ihre Begleiter in farbenprächtigen kaiserlichen Uniformen oder teurer Abendkleidung, ältere bürgerliche Damen, die bescheidene Wolle trugen, Studenten mit ihren bunten Schirmmützen und fließenden Tüchern, junge Frauen, deren extravagante Kleider mehr Haut als guten Geschmack zeigten, phlegmatische Bürger in ihren schlichten Anzügen und enggebundenen Halstüchern – alle drängten sich aneinander und warteten darauf, den neuesten Publikumsliebling von Wien zu begrüßen.

»Unglaublich ...«

»... habe noch nie so etwas gehört.«

»Diese Intensität ...«

»Nicht einmal Jenny Lind war so ...«

»Sie hat den Körper eines Kindes, aber mindestens die Hälfte der Männer Wiens verzehrt sich nach ihr.«

Diese letzte unwillig bewundernde Bemerkung von der Frau neben ihm entlockte Max ein freudloses Lächeln. Und er befand sich in dieser Hälfte, dachte er grollend, zu ehrlich, um sich aus dieser Schar auszunehmen.

Das letzte Mal, als er sich so zum Narren gemacht hatte, dachte er, war seine stürmische Affäre mit der Balletttänzerin Fanny Elssler vor Jahren gewesen. Aber zumindest hatte er damals die Ausrede gehabt, gerade erst achtzehn gewesen zu sein. Jetzt war er beinahe doppelt so alt, hatte sich aber nicht davon abbringen können, Felicity Allen die letzten zwei Wochen auf den Fersen zu bleiben, wobei er sich jeden Abend fragte, ob sie diesmal am Arm eines Liebhabers nach Hause gehen würde.

Seit jenem Abend im Haus seiner Eltern hatte er nicht mehr mit ihr gesprochen, und er war nicht gewillt, die wahren Gründe infrage zu stellen, warum er das nicht getan hatte. Es war, als wenn er genau wüsste, falls er das täte, würde er feststellen, dass sich mehr hinter seinem Interesse an Felicity Allen verbarg als nur der Wunsch, sie in sein Bett zu locken.

Plötzlich verstummten die Stimmen im Flur, sodass das einzige Geräusch das Knarren einer sich öffnenden Tür war. Ein leises Murmeln ging durch die Menge wie das Rauschen eines Windstoßes durch ein Weizenfeld. Ein Ausruf von »brava diva« zerriss die Stille und die Hölle brach los.

Max sah zu, wie Felicity sich durch die Menge kämpfte, die in ihrer Begeisterung fast bedrohlich anmutete. Jedes Mal, wenn eine Hand nach ihr griff, verkrampften sich seine Finger um den Griff seines Offiziersdegens. Aber er zwang sich dazu, an der Wand stillzustehen, während er den Drang unterdrückte, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, Felicity hochzuheben und an einen Ort zu tragen, wo sie nicht gestört wurden, bis er seinen Hunger nach ihrem Liebreiz gestillt hatte.

Obwohl das Lächeln nie ihre Lippen verließ, fragte sich Felicity, ob sie es unbeschadet durch die Menge schaffen würde. Ihre Arme waren so voller Gewächshausrosen, dass sie nur mit Mühe all die Umschläge halten konnte, die ihr in die Hand gedrückt wurden. In einem der Kuverts konnte sie sogar einen Schlüssel spüren. Nun, sie würde ihn einfach zurückgeben, genau wie sie all die anderen zurückgegeben hatte. Seit sie in Wien war, hatte sie eine ganze Sammlung von ihnen erhalten – von Schlüsseln für Hotelzimmer mit einer Einladung, dort die Nacht zu verbringen, bis zu Schlüsseln für ganze Häuser mit dem Angebot, dort ein immerwährendes Luxusleben zu führen.

Mit einem uneleganten, aber wirkungsvollen Schubs wurde sie den stämmigen Mann los, der den Ausgang blockierte, und mit einem Seufzer der Erleichterung stieß sie die Tür auf, die zur Straße führte. Sobald sie draußen war, erkannte sie, dass ihre Erleichterung verfrüht gewesen war. Trotz des Schnees, der diesen Dezember früh gefallen war, war die Menge draußen noch dichtgedrängter als hinter der Bühne, und binnen weniger Augenblicke war sie umringt und konnte keinen Schritt mehr tun.

»Lasst sie schnell durch, bevor sie sich verkühlt.«

Die Stimme von irgendwo hinter Felicity ertönte mit solcher Autorität, dass sich die Menge tatsächlich beinahe sofort zu teilen begann, und bald darauf saßen sie und Manon in ihrer Kutsche.

Die Bravorufe und der Applaus waren noch immer laut, als ihre Pferde ein langgezogenes, aufgeregtes Wiehern ausstießen, gefolgt von einem lautstarken Protest von Paddy, ihrem Kutscher. Felicity beugte sich aus dem Fenster und sah, dass ihre Bewunderer die beiden Schimmel ausgespannt hatten und sich daran machten, die Kutsche selbst zu ziehen. Lachend winkten sie mit ihren Hüten und Mützen und bei ihren Jubelrufen bildeten sich weiße Atemwolken in der Luft.

Sie wusste, dass dies eine Ehre war, die nicht vielen zuteilwurde. Schließlich war die letzte Sängerin, die auf diese Art gefeiert worden war, Jenny Lind gewesen, die schwedische Nachtigall. Gerührt von dieser beinahe kindlichen Bewunderung lächelte Felicity und winkte ihren Bewunderern zum Dank.

Ihr Blick schweifte über die Menge und kam auf einer hochgewachsenen Gestalt zu liegen, deren Silhouette sich vor der offenen Bühnentür abzeichnete. Sie hob den Kopf und sah in die grauen Augen von Maximilian von Berg, der den Blick nicht von ihr wandte.

Unwillkürlich legte sie sich die Hand auf die Brust, wo ihr Herz zu pochen begonnen hatte. Unfähig, sich abzuwenden, sah Felicity, wie Bergs Blick auf die Stelle fiel, wo ihre Hand lag, ehe er ihn wieder langsam, provokant auf ihr Gesicht richtete. Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, das so intim war, als wären sie Geliebte, und er neigte leicht den Kopf.

Verärgert spürte Felicity, wie Hitze in ihre Wangen strömte, doch noch immer konnte sie sich nicht abwenden – obwohl sie es wollte. Sie wollte keinen Mann in ihrem Leben. Warum fand sie diesen dann so faszinierend, so anziehend?

Max hielt unter Felicitys Blick ganz still, selbst als sein fiebriges Blut durch seine Adern pulsierte. Er sah die Überraschung in ihren Augen. Überraschung, die von dem Aufflackern von Angst gefolgt wurde, Angst, die er schon einmal bemerkt hatte. Aber sie blieb nicht bestehen, sondern wurde von aufflammender Wut ersetzt.

Gott, er wollte sie. Hatte er eine Frau je so sehr begehrt, fragte er sich. Selbst als das Fieber in seinem Blut ein bewusster Gedanke wurde, spürte er den vertrauten Stich von Schuldbewusstsein. Aber ihm wurde klar, dass es nicht nur ihr Körper war, nach dem er sich verzehrte. Er wollte wissen, was hinter diesen strahlenden grünen Augen vor sich ging. Er wollte sie beschützen vor was immer es war, das diese Angst in ihren Augen aufkommen ließ, wenn er ihr zu nahe kam. Dieses Aufflackern von Angst verstärkte stets sein schlechtes Gewissen. Und obwohl er sich selbst einen Narren und Schlimmeres schalt, als er den Kopf in einer angedeuteten Verbeugung senkte, konnte er sich nicht überwinden, sich abzuwenden.

Felicity bewegte sich selbstsicher durch den eleganten Salon, nahm Begrüßungen entgegen und blieb gelegentlich stehen, um einige Worte mit jemandem zu wechseln. Einbildung war nie eines

ihrer Laster gewesen, doch sie verfügte über gerade genug Eitelkeit, um es zu genießen, eine Berühmtheit zu sein. Seit sie vor beinahe drei Jahren nach Europa gekommen war, war ihre Karriere aufgeblüht. Paris, Berlin, Rom, Mailand – sie war von Triumph zu Triumph gereist, hatte aber nie etwas wie die Bewunderung erlebt, die ihr in Wien von allen Seiten entgegengebracht wurde.

Sie erblickte flüchtig Graf Maximilian Berg auf der anderen Seite des Salons. Wo immer sie hinging, schien auch er zu sein, aber seit dem ersten Abend hatte er sich ihr nie wieder genähert. Jetzt, da sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden hatte, hätte sie ihn mit Freuden abgekanzelt. Sie war sicher, dass er sie an jenem Abend einfach auf dem falschen Fuß erwischt und deshalb aufgewühlt hatte.

Aber wenn sie ehrlich war, musste sie zugeben, dass er sie weiterhin jedes Mal, wenn sie ihn sah, in Aufruhr versetzte. Diesen Gedanken fand sie verstörend und verzog unmutig das Gesicht.

»Ich hoffe, dieser finstere Blick war nicht für mich bestimmt, Fräulein Allen.« Der ältere Herr strahlte Felicity an, ehe er sich tief über ihre Hand verbeugte. »Ich wollte Ihnen nur sagen, wie sehr ich Ihren Auftritt neulich genossen habe.«

»Das ist äußerst freundlich von Ihnen.« Felicitys Lächeln war echt, selbst als ihr Puls sich leicht beschleunigte. Das war der Mann, auf den sie schon den ganzen Abend gewartet hatte. »Dürfte ich ein wenig Ihrer Zeit in Anspruch nehmen, Hofrat Geyer?«, fragte sie. »Ich wollte mit Ihnen sprechen.«

»Mit mir?« Der alte Mann richtete den dunkelgrünen Rock eines österreichischen Staatsbeamten über einer Leibesfülle, die von einer lebenslangen Liebe für Schweinsbraten und Knödeln kündete. »Mit dem größten Vergnügen.« Geyer bot Felicity seinen Arm an und bedachte die Umstehenden mit einem triumphierenden Blick, als die beiden durch den Salon schlenderten.

Während sie geruhsam durch den Raum wanderten, plauderten sie miteinander. Die ständigen Begrüßungen und Verbeugungen der anderen Gäste ließen nur eine belanglose Unterhaltung zu. Als Hofrat Geyer entschieden hatte, dass ihn alle Anwesenden mit dem neuen Liebling Wiens gesehen hatten, entließ er Felicity auf einen Stuhl und ging los, um Erfrischungen zu holen. Sie breitete den weiten Rock ihres veilchenfarbenen Kleides aus und lehnte sich wartend zurück.

Binnen weniger Augenblicke erschien er wieder und überreichte Felicity ein Kristallschälchen mit Bowle, in der Gewächshauserdbeeren schwammen.

»Wie kann ich Ihnen zu Diensten sein, verehrtes Fräulein Allen?« Er schenkte Felicity ein Lächeln, das um einiges weniger väterlich war, als es hätte sein sollen.

Felicity nahm einen vorsichtigen Schluck von der Bowle, die stark nach dem Cognac, in dem die Erdbeeren mariniert worden waren, schmeckte. »Mir wurde gesagt, dass Sie das gesamte Kaiserreich wie Ihre Westentasche kennen.«

In dem oberflächlichen Bemühen um Bescheidenheit zuckte Geyer mit den Schultern, lächelte aber breit. »Es gehört zu meiner Arbeit, das Reich genau zu kennen. Ich diene dem Hause Habsburg bereits seit gut vierzig Jahren – zuerst unserem guten Kaiser Franz und jetzt Kaiser Ferdinand.«

»Wissen Sie, ich suche nach einem bestimmten Ort.« Felicitys Augen trübten sich, als sie sich an die verworrenen Worte ihres Vaters erinnerte. »Zumindest glaube ich, dass es ein Ort ist – vielleicht ein Dorf oder ein Anwesen.« Sie zuckte mit den Schultern. »Niemand scheint in der Lage zu sein, mir zu sagen, was oder wo es ist.«

Hofrat Geyer strich sich mit der Hand über die Brust und beugte sich ein wenig näher zu Felicity. »Falls es innerhalb der Grenzen des Habsburgerreichs liegt, bin ich ganz sicher, dass ich Ihnen helfen kann. Wie lautet der Name, Verehrteste?«

»Greifenklau.«

»Gr ...« Geyers Stimme erstarb gurgelnd. »Was haben Sie gesagt?« Seine rosigen Wangen erbleichten und er richtete sich auf, als hätte er plötzlich einen Stock verschluckt. Sein Blick löste sich von Felicitys Gesicht und schweifte unruhig über den Salon. »Ich bedaure, dass ich Ihnen nicht helfen kann.« Seine Hand zitterte leicht, als er seine Tasse abstellte und sich erhob. »Sie täten gut daran, Ihre Suche sofort einzustellen.«

»Was ist los?« Felicity stand auf. »Warum benehmen sich alle so –«

»Bitte entschuldigen Sie mich, Fräulein Allen«, unterbrach Geyer sie. Er trat zurück, als hätte er Angst, sie würde versuchen, ihn aufzuhalten, verbeugte sich und eilte von dannen.

Nachdenklich sah Felicity ihm nach, wie er im nebenanliegenden Zimmer verschwand. Irgendetwas stimmte nicht. Jedes Mal, wenn sie den Namen Greifenklau erwähnte, reagierten die Leute seltsam. Selbst bei einem Kartographen, bei dem sie sich neulich Landkarten des Kaiserreichs angesehen hatte, hatte der Angestellte sie quasi aus dem Geschäft hinauskomplimentiert, als sie ihm gesagt hatte, wonach sie suchte.

Hinter ihr hörte sie ein leises Lachen.

»Was haben Sie zu dem armen, alten Geyer gesagt, dass er Hals über Kopf davongestürzt ist?«

Felicity wirbelte herum und sah direkt in Graf Maximilian Bergs Gesicht. Es verschlug ihr den Atem, als sie der Schönheit seines Gesichts und seines lässigen Lächelns gewahr wurde, und für einen verwirrenden Augenblick konnte sie ihn einfach nur anstarren. In dem Moment, als sie sich von dem Schock erholte, erzürnte sie ihre unbeherrschte Reaktion, und sie ging auf ihn los.

»Es ist eine verachtenswerte Gewohnheit, andere Leute auszuspionieren.«

»Ich habe Sie nur beobachtet.« Er machte eine Pause. »Und ich bin sicher, viele von den anderen Gästen ebenfalls.«

Unruhig ließ Felicity den Blick umherschweifen. Tatsächlich ruhten viele Augen auf ihr, aber gewiss nicht mehr als zu jedem anderen Zeitpunkt. Oder doch? Dennoch stimmte etwas definitiv nicht. Kälte breitete sich auf ihrem Rücken aus. Sie war sich nicht bewusst, dass sich der nervöse Schauer, der sie durchlief, in ihren Augen spiegelte, als sie sich Max wieder zuwandte.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« Max fing das Aufblitzen von Nervosität in ihren Augen auf und umfasste Felicitys Ellenbogen leicht mit einer Hand.

Sie stand ganz still, während ihr Verstand sich bemühte, die sanfte Berührung und die besorgten Worte mit seiner anmaßenden Einladung in Einklang zu bringen, die er bei ihrer letzten Begegnung geäußert hatte.

»Nein«, presste sie hervor und wich aus. »Warum sollte etwas nicht in Ordnung sein?«

Max zog eine Schulter hoch. »Für jemanden mit Ihrem Beruf sind Sie abseits der Bühne eine bemerkenswert schlechte Schauspielerin. Einen Moment lang haben Sie wie ein Reh ausgesehen, das in den Gewehrlauf eines Jägers blickt.«

Felicity kniff die Augen zusammen. »Und das hat Sie zweifellos amüsiert.«

»Das ist eine unberechtigte Unterstellung.«

»Das glaube ich nicht.«

Er hob die Hände, drehte ihr die Handflächen in einer Ich-werde-nicht-mit-Ihnen-streiten-Geste zu und lächelte. »Trotzdem kann es gefährlich sein, solche Vermutungen anzustellen.«

»Ich habe nicht vor, Sie auf die Probe zu stellen.« Sie musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Und ich brauche keinen Beweis, um mir eine persönliche Meinung zu bilden.«

»Ah, Sie haben sich ja bereits am ersten Abend eine Meinung über mich gebildet, nicht wahr?« Max' kühler Tonfall überdeckte seine Verdrossenheit – über sie und über sein eigenes taktloses Verhalten.

»So ist es.« Sie war zu stolz, um den Blick abzuwenden, doch Felicitys Finger verkrampften sich um die Kristalltasse, als sie sich gegen den Reiz der Schönheit dieses Mannes und seiner samtigen Stimme wappnete.

Max trat ein wenig näher, obwohl eine Stimme in seinem Kopf ihn warnend zum Rückzug mahnte. »Schade. Gibt es irgendeine Möglichkeit, wie ich Sie davon überzeugen kann, Ihre Meinung zu ändern?«

Er streckte die Hand aus, um mit einem Finger über ihren nackten Arm zu streicheln, da er herausfinden wollte, ob ihre nach Jasmin duftende Haut sich genauso sanft und einladend anfühlte, wie sie aussah. Doch seine Hand hielt mitten in der Bewegung inne. Welches Recht hatte er, fragte er sich, sie so anmaßend zu berühren, wie er doch nie eine Dame der Gesellschaft berühren würde.

»Fassen Sie mich nicht an.«

»Das habe ich nicht.«

»Aber Sie wollten es«, erwiderte sie scharf und blickte auf seine Hand, die noch immer zwischen ihnen schwebte.

»Das können Sie einem Mann kaum vorwerfen.« Sein Mund verzog sich zu einem verführerischen Lächeln. »Sie sind äußerst liebreizend.«

Eine Welle der Empörung stieg in Felicity hoch. Empörung, die von der Angst geschürt wurde, die sie offensichtlich noch nicht ganz besiegt hatte. »Können Sie mich nicht einfach in Ruhe lassen?« Sie drehte sich zu ihm um, sodass sie ihm voll ins Gesicht sah.

Als sie das ganze Ausmaß ihres Fehlers erkannte, wäre sie beinahe einen Schritt zurückgestolpert. Seine Augen waren nicht mehr das kühle Silber von vorhin, sondern gleißend, als ob Gluthitze das Metall geschmolzen hätte.

Sie hatte oft genug Verlangen in den Augen von Männern gesehen, um es zu erkennen. Zu erkennen und zu fürchten als die Bedrohung, die es darstellte. Und dennoch, selbst als aufgeregte Gedanken wie gejagte Tiere auf der Flucht durch ihren Kopf huschten, erschreckte sie das Verlangen in Maximilian von Bergs Augen nicht. Sie fühlte sich sogar seltsam sicher.

Ungebeten stieg als Reaktion eine Wärme in ihr auf. Einen unachtsamen Moment lang gab Felicity ihr nach, ließ sie durch ihr Blut strömen wie eine süße, parfümierte Essenz, die ihr in den Kopf stieg und ihre Sinne vernebelte.

Max beobachtete, wie sich ihre Augen veränderten. Die harte Brillanz von Smaragden, die ihre Wut untermalte, wurde weicher und verdunkelte sich zu einem verhangenen Waldesgrün. In ihnen

lag eine unschuldige Sinnlichkeit, die ihn so viel stärker anlockte, als jede geübte Verführung es vermocht hätte. Erneut erhob sich das Bild von Marie wie ein stummes, vorwurfsvolles Gespenst, aber die Andeutung einer Einladung in Felicitys Augen verlieh ihm den Antrieb, es beiseitezuschieben. Später, sagte er sich. Er würde sich später mit seinem Schuldbewusstsein befassen.

»Warum kämpfst du dagegen an, Felicity?«, fragte er schmeichelnd. Er gab der Versuchung nach und strich mit dem Daumen über den Wellenrand ihres Handschuhs.

Felicity sah hinab zu seiner Hand, die sie kaum berührte, und nahm bestürzt wahr, dass ihre Knie weich geworden waren – aber nicht vor Angst. Stattdessen pochte eine glühende Hitze, die sie nicht erkannte, in ihrem Blut.

Aber Max erkannte sie und drehte sich leicht, sodass sein Körper Felicity vor neugierigen Blicken abschirmte. Sein Daumen glitt nach oben, um ihre Ellenbogenbeuge zu streicheln. Er war immer ein versierter und geduldiger Liebhaber gewesen, und doch, als er spürte, wie sich ihr Puls beschleunigte, stellte er verwundert fest, dass sein Atem in abgehackten Zügen kam und seine Erregung außer Kontrolle geriet, vielleicht angestachelt von dem erotischen Zauber, einer Verführung in einem Raum voll mit Wiens Hautevolee nachzugehen.

»Komm mit mir«, flüsterte er.

Sie taumelte ihm leicht entgegen und war ihm plötzlich so nahe, dass er ihren Atem auf seinem Hals fühlen konnte.

»Ist alles in Ordnung?« Max verstärkte ganz leicht den Griff seiner Finger auf ihrem Arm. »Hab keine Angst.«

Felicity spürte den Druck von Max' Fingern und genauso plötzlich, wie der Zauber sie in seinen Bann gezogen hatte, brachte der kaum erhöhte Druck seiner Finger sie zurück in die Wirklichkeit und all ihren Erinnerungen. Von sich selbst, von ihrer Reaktion entsetzt, schlug Felicity seine Hand weg.

Sie presste die Finger an die Tasse, die sie noch immer hielt, um zu verbergen, dass ihre Hände zitterten, und kniff die Augen zusammen. »Ich habe Ihnen gesagt, dass Sie mich nicht anfassen sollen.«

»Ich habe gedacht, dass Sie vielleicht Ihre Meinung geändert haben.« Er lächelte.

»Habe ich nicht.«

»Dann entschuldige ich mich.« Er verbeugte sich tief. »*À la prochaine, mademoiselle*«, wisperte er, während er sich aufrichtete. »Bis zum nächsten Mal.«

Durcheinandergebracht und verwirrt sah Felicity ihm nach, als er davonschritt.

Kapitel 3

Felicity wollte ihren Kopf frei bekommen und an gar nichts denken – nur für einen Augenblick. Nicht an die Sondervorstellung auf kaiserlichen Wunsch in der Hofburg, die in einigen Tagen stattfinden sollte. Nicht an die Tatsache, dass sie nicht den geringsten Fortschritt bei ihrer Suche nach Greifenklau erzielt hatte. Nicht an Maximilian von Berg.

Besonders nicht an Maximilian von Berg. Jedes Mal, wenn sein Bild in ihrem Bewusstsein hochstieg, erinnerte sie sich, wie sich seine Finger auf ihrer Haut angefühlt hatten. Sie hätte sich gerne eingeredet, dass das, was sie verspürt hatte, Abscheu gewesen war. Aber das Leben hatte sie gelehrt, dass es immer besser war, der ungeschminkten Wahrheit ins Auge zu sehen. Und trotz seines kühnen Blickes und seiner noch kühneren Anträge, die sie alarmierten, war die Wahrheit, dass seine gefährliche Schönheit und der Anflug von Traurigkeit in seinen silbernen Augen etwas tief in ihr berührten.

Felicity konzentrierte sich darauf, alle ihre Überlegungen loszulassen. Sie schloss die Augen und gab sich dem Vergnügen der Bürste hin, die sanft durch ihr Haar strich, und Manons leisem Summen eines ländlichen französischen Liedes.

Aber die Gedanken krochen genauso lautlos und heimtückisch zurück wie die Schlange, die in den Garten Eden eingedrungen war. Das Vergnügen löste sich auf und sie seufzte.

Sie ließ ihren Gedanken freien Lauf und fragte sich, wie Maximilian von Berg auf eine Frage über Greifenklau reagiert hätte. Wäre er wie alle anderen in Panik geraten? Irgendwie konnte sie das nicht glauben.

Manon war damit fertig, die Korkenzieherlocken aus Felicitys langen, blonden Haaren zu bürsten und begann damit, ihr einen losen Zopf für die Nacht zu flechten.

»Möchtest du darüber reden?«

Felicity erwiderte den Blick ihrer Begleiterin im Spiegel. »Worüber?«

»Was immer dir Kummer bereitet.«

Felicity griff nach hinten und drückte Manons Hand. Es hatte sie immer erstaunt, wie das Mädchen stets zu wissen schien, was in ihrem Kopf vor sich ging. Andererseits hatten sie einander immer intuitiv verstanden – von dem Moment an, in dem Manon, die einst ein schmutziges

Gassenkind gewesen war, versucht hatte, ihr auf einer Straße im kalten, verregneten Paris ein zerrupftes Bündel gestohlener Veilchen zu verkaufen.

»Ich komme einfach nicht weiter.« Felicity schlug mit ihrer kleinen Faust auf die Kommode, was die Döschen und Fläschchen aus feinstem böhmischen Kristall zum Klirren brachte. »Alles, was ich bis jetzt über dieses Greifenklau herausgefunden habe, ist, dass es, was auch immer es ist, existiert und dass es etwas Unheimliches an sich haben muss.« Geistesabwesend fädelte sie eine Haarnadel aus Schildpatt durch die Spitze des Klöppeldeckchens. »Warum sonst sollten alle so seltsam reagieren?«

»Was willst du jetzt unternehmen?«

»Meine Möglichkeiten sind mehr als beschränkt.« Sie gab dem Gewirr aus Spitze und Haarnadel, den sie fabriziert hatte, einen verärgerten Blick. »Besonders, da ich mehr als einmal gewarnt worden bin, keine weiteren Fragen über Greifenklau zu stellen.« Sie lachte plötzlich, als wollte sie damit den Warnungen trotzen. »Selbst der Hofmarschall, dieser alte Tatterich, hat es geschafft, seine kleine Drohung anzubringen, als er mir die Mitteilung überbracht hat, dass ich zu einer Sondervorstellung in der Hofburg zu erscheinen habe.«

Sie rümpfte ihre Nase und kniff dann die Augen zusammen, um Hofmarschall Hasenraths kurzsichtigen Blick nachzuahmen.

»Gnädiges Fräulein, sollten Sie nicht davon absehen, diese unziemlichen Nachforschungen über einen gewissen Ort anzustellen«, sie wackelte mit den Kopf und hielt einen imaginären Kneifer hoch, »dann wird es wenig Möglichkeiten geben, Ihre Sangeskünste in Wien vorzuführen, ganz egal, wie hübsch Ihre Stimme ist.«

Die beiden jungen Frauen kicherten, und Felicity klopfte auf die satinbezogene Bank neben ihr und rutschte zur Seite, um Platz für Manon zu machen.

»Aber ich nehme ihm das nicht übel. Wenn dein Lebenssinn darin besteht, der Aufseher über die Hofetikette zu sein, nehme ich an, dass du jede Gelegenheit wahrnimmst, dich ein wenig herrisch aufzuführen.« Sie ließ den alten Hasenrath mit einem Schulterzucken hinter sich. »Ich könnte einen der Spione engagieren, die hier an jeder Ecke zu lauern scheinen.« Ihr Gesicht wurde wieder ernst. »Ich bin sicher, dass sich jede Information für einen gewissen Preis beschaffen lässt.«

»Mach das nicht.« Energisch schüttelte Manon ihre dunklen Locken. »Es genügt schon, dass du bereits einen Spion auf den Fersen hast. Was wird erst geschehen, wenn du anfängst, Informanten anzuheuern?«

»Bist du so sicher, dass dieser Mann mir gefolgt ist, Manon?«

»Ja, ja, tausendmal ja.« Manon umklammerte Felicitys Hände. Alle ihre Instinkte, die sie in fast vierzehn Jahren in den Straßen und Gassen von Paris erworben hatte, warnten sie, dass Gefahr drohte. »Sei vorsichtig. Bitte.«

Felicity sah Manon in die Augen, die voller Kummer waren, und streichelte mit einer Hand sanft über die Wange des Mädchens. »Das werde ich sein, versprochen.« Und das würde sie auch, sagte sie sich. Wenn auch nur, um Manons Ergebenheit zumindest in diesem geringen Ausmaß zu belohnen. »Ich habe noch eine einzige weitere Möglichkeit. Erinnerst du dich an Herrn Landmann, den jungen Österreicher in Turin?«

»Wie könnte ich ihn vergessen. Er hat dir jeden Abend Margariten in die Garderobe gebracht.« Manons Wangen bekamen Grübchen. »Und dir das Herz zu Füßen gelegt.«

»Oh, du törichtes Mädchen«, protestierte Felicity. »Er hatte nur Heimweh und ist in meiner Nähe geblieben, weil ich Deutsch spreche und er wusste, dass wir als Nächstes nach Wien reisen.«

Manon gab einen unverbindlichen Laut von sich.

»Wie dem auch sei, ich habe ihm von Greifenklau erzählt. Ich denke, dass er den Namen vielleicht gekannt hat, denn er hat vorgeschlagen, dass ich mit einem gewissen Michael Severin sprechen soll. Er hat gesagt, dass dieser Mann möglicherweise in der Lage wäre, mir zu helfen.«

»Hast du schon versucht, ihn zu finden?«

»Es hat den Anschein, dass dieser Severin ein Journalist ist, der kein besonders gutes Einvernehmen mit Metternichs Geheimpolizei hat. Und Herr Landmanns Anweisungen waren so mysteriös, sogar mit einem Losungswort, dass ich entschieden hatte, es einfach sein zu lassen.« Sie zuckte mit den Schultern und runzelte die Stirn. »Jetzt sieht es aber so aus, als hätte ich keine andere Wahl.«

»Das gefällt mir nicht.« Manon rutschte näher an Felicity. »Musst du das wirklich tun?«

Felicity legte den Arm um die Schultern des Mädchens und lehnte den blonden Kopf an Manons dunklen. »Ja«, sagte sie leise. »Ich habe Versprechen einzuhalten.«

Von der Donau her pfiff ein eisiger Wind durch die schmale Gasse, die kaum mehr als ein Durchgang zwischen zwei Häusern war, und bauschte Felicitys dunklen Umhang. Sie zögerte vor

dem schmutzigen Gebäude und fragte sich, ob dies überhaupt der richtige Ort sei. Es gab keine Laterne über dem Türbogen und durch die geschlossenen Fensterläden drang nicht einmal ein Lichtstreifen.

Plötzlich durchbrachen Schritte auf dem Kopfsteinpflaster die abendliche Stille. Angespannt wirbelte sie herum und sah einen Mann, der sich schwer auf einen Stock stützte, in die Gasse einbiegen. Sie schob ihre Hand unter ihren Umhang und ihre Finger schlossen sich um die beruhigende Härte des Knaufes eines kleinen, aber äußerst tödlichen Dolches, der an ihrer Taille hing. Doch der Mann, dessen Gesicht von einem breitkrepfigen Hut beschattet war, ging an ihr vorbei und betrat das Haus.

Felicity schalt sich selbst, so schreckhaft gewesen zu sein, und lockerte den Griff ihrer Finger. Ihr Atem bildete Wölkchen unter ihrem undurchsichtigen Schleier, als sie vortrat und die schwere Holztür aufschob.

Der Hausflur war dunkel und stickig. Am Ende der Treppe flackerte eine einsame Kerze in einer Wandhalterung. Felicity stieg die Stufen hoch und ihr breiter Rock streifte dabei die Wand und das Geländer. Der enge Gang sah genauso aus, wie Herr Landmann ihn beschrieben hatte, aber die Heimlichkeit dieses ganzen Unternehmens, die durch die muffige Luft und Stille noch verstärkt wurde, ließ sie ihre Schritte verlangsamen.

Was, wenn der Mann, den sie aufsuchen wollte, ein Verbrecher war? Was, wenn das eine geschickte, von der Geheimpolizei aufgestellte Falle war? Was, wenn sie morgen feststellen musste, dass sie für das Vergnügen irgendeines Mannes verkauft worden war?

Felicity holte tief Luft und rief sich ins Gedächtnis, dass Herr Landmann ein vertrauenswürdiger, junger Mann mit ruhigen, ehrlichen Augen gewesen war. Es gab absolut keinen Grund, eine Falle zu befürchten. Was das verkauft werden anging, nun ja, schließlich hatte sie sich schon einmal zuvor verkauft.

Sie trat zur Tür und zog rasch am Glockenstrang.

Wenige Sekunden nach dem gedämpften Geräusch der Klingel öffnete ein Junge die Tür und verbeugte sich mit ernster Miene. »Guten Abend. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Felicity kramte in ihrem Gedächtnis nach den genauen Worten, die Landmann ihr anvertraut hatte. »Mir wurde gesagt, dass Sie elf Bilder zu verkaufen haben.«

Die Junge winkte sie herein und zeigte auf einen Stuhl. »Bitte warten Sie hier.«

Er verschwand im Zimmer nebenan und Felicity hörte Stimmengemurmel.

Als er wieder auftauchte, schloss er die Tür mit Bedacht hinter sich und verbeugte sich erneut. »Darf ich fragen, wer Sie geschickt hat?«

»Herr Landmann«, sagte Felicity. Irgendwie ließen das höfliche Verhalten des Jungen und seine ruhigen Fragen die ganze Situation beinahe gewöhnlich erscheinen. Sie begann, sich sicher zu fühlen, und schlug den Schleier über ihre Haube. »Ich habe ihn vor einigen Monaten in Turin kennengelernt.«

Als der Junge zurückkehrte, blieb er an der offenen Tür stehen. »Bitte.«

Ein großer Mann stand mit dem Rücken zu ihr vor einem Sekretär und kramte in den Fächern herum. Einen Moment lang kamen Felicity seine breiten Schultern vertraut vor. Sie verwarf den Gedanken und trat einen Schritt vor.

»Sind Sie Michael Severin?«, fragte Felicity. Ihr Deutsch war von dem österreichischen Akzent geprägt, den sie von ihrem Vater gelernt hatte.

Der Mann fuhr so schnell herum, dass er sich mit einer Hand auf der Rückenlehne eines Stuhls abstützen musste.

Das konnte unmöglich wahr sein, dachte Felicity, als sie in sein Gesicht starrte. Sie musste sich irren. Einen Moment lang schloss sie die Augen. Doch als sie erneut die Lider aufschlug, stand sie noch immer Maximilian von Berg gegenüber.

»Sie!« Seine Stimme schnalzte wie eine Peitsche durch das kleine Zimmer. »Was machen Sie hier?«

Felicity musste zweimal schlucken, ehe sie ihre Stimme wiederfand. »Ich glaube, ich könnte Ihnen die gleiche Frage stellen«, sagte sie und wechselte automatisch in das Französische, mit dem er sie angesprochen hatte.

Mit den geschmeidigen, gleitenden Schritten einer Raubkatze auf der Pirsch kam er näher. »Beantworten Sie meine Frage!«

Felicity sah zu Max' Gesicht hoch, die schwarzen Augenbrauen grimmige Striche, der wunderschöne Mund dünn vor Wut, und spürte, wie ihr eigenes Temperament zu brodeln begann. »Das werde ich nicht. Wo ist dieser Michael Severin?«, verlangte sie zu wissen.

Max bemühte all seine beträchtliche Selbstbeherrschung, um eine Handbreit vor ihr stehen zu bleiben. Beinahe hatte er vergessen, wem er gegenüberstand. Er hatte zu viel getan und geopfert, zu lange gearbeitet, um jetzt zuzulassen, dass diese Frau alles ruinierte. Seine Hände öffneten und schlossen sich an seinen Seiten. Aber wie konnte er sie zum Schweigen bringen, sofern er sie nicht

umbrachte? Im gleichen Moment, als er den Gedanken fasste, wusste er auch, dass es eine rein rhetorische Frage war. Selbst wenn er sich hätte überwinden können, im Namen seiner Sache einen kaltblütigen Mord zu begehen, wusste er, dass er Felicity Allen niemals wehtun könnte. Sein Zorn verließ ihn so plötzlich, als hätte es ihn nie gegeben.

»Möchten Sie sich setzen?«, fragte er und deutete auf zwei abgenutzte Lederarmstühle. »Ich werde Ihnen alles erklären.«

Felicity war auf einen weiteren verbalen Angriff vorbereitet und eine scharfe Erwiderung lag ihr bereits auf der Zunge. Aber Maximilian von Bergs ruhige Worte brachten sie wirksamer als alles andere zum Schweigen. Sie neigte zustimmend den Kopf und wandte sich zum Stuhl um.

Bei der Bewegung schwang ihr weiter Rock herum und warf einen Stock um, der an einem Schrank lehnte. Als sie sich bückte, um ihn aufzuheben, wurde ihr klar, dass der Mann, der sie auf der Straße überholt und sich mit dem hinkenden Gang und einem breitkrepigen Hut getarnt hatte, niemand anderer als Maximilian von Berg gewesen war. Zum zweiten Mal an diesem Abend stellte sie die Klugheit ihrer Entscheidung infrage, hierhergekommen zu sein.

Max ging zu einem Schrank und kehrte mit einer Flasche Sherry und zwei schlichten Gläsern zurück. »Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht«, sagte er, als er ihr ein Glas halb voll mit dem bernsteinfarbenen Wein überreichte, »aber ich könnte ein wenig Courage gebrauchen.«

Überrascht von dem reumütigen Tonfall, der nichts von dem angeborenen Hochmut enthielt, den er normalerweise zur Schau stellte, sah Felicity zu ihm. Sie verspürte einen paradoxen Schwall Sympathie für ihn. Unaufmerksam griff sie nach dem Glas und ihre Finger streiften seine. Sie zuckte zurück, aber nicht, ehe sie das verräterische Kribbeln wahrnahm, das über ihre Haut lief.

Max erkannte dieses Empfinden in ihren Augen, das auch seines widerspiegelte, und zu einem anderen Zeitpunkt hätte er sich vielleicht ein zufriedenes Lächeln oder eine scherzhafte Bemerkung erlaubt. Aber jetzt musste er sich um andere Dinge kümmern als um die Linderung eines Verlangens, das ihn so viele Nächte wachgehalten hatte.

Er nahm einen langen Schluck Wein, lehnte sich zurück und versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. Er konnte ihr ein paar Einzelheiten verraten, das wusste er. Ein wenig Wahrheit, ein wenig Dichtung. Genug, um plausibel zu sein und ihre Neugier zu befriedigen. Doch plötzlich war die Versuchung, sein Geheimnis dieser Frau anzuvertrauen, unwiderstehlich. Er hatte die Heimlichtuerei so sehr satt. Er hatte es so sehr satt, dass die Leute ihn als Aide-de-camp von Erzherzog Albrecht ansahen, der geschworen hatte, die Tyrannei zu verteidigen. Ihre klaren grünen

Augen enthielten eine Empfindsamkeit, die ihn dazu brachte, alles zu riskieren und ihr die Wahrheit zu sagen.

»Ich bin Michael Severin.« Bei dem überraschten Laut, den sie von sich gab, lächelte er kurz. »Ich habe diesen Namen jahrelang für gewisse heimliche Aktivitäten benutzt.«

»Revolutionäre Aktivitäten?«

»Wenn Sie es so nennen wollen.«

»Ich verstehe nicht.« Felicity zog die Augenbrauen zusammen. »Sie haben den Ruf, einer der loyalsten Offiziere der kaiserlichen Armee zu sein. Sie sind sogar der stellvertretende Kommandant der Wiener Garnison.«

»Eine nützliche Fiktion.« Max zuckte mit den Schultern. »Ich möchte Sie nicht mit den Einzelheiten langweilen. Kurz gesagt studierte ich Medizin an der Universität und machte dort Bekanntschaft mit einer Gruppe von Männern, die etwas Besseres für Österreich wollten.« Er breitete beide Hände aus. »Sie wollten grundlegende Menschenrechte für sich und ihre Kinder. Sie wollten soziale Gerechtigkeit. Und sie wussten, dass sie sich diese Sachen selbst holen mussten, denn die Habsburger und Metternich würden ihnen nichts davon geben.« Er nahm sein Glas in die Hand, trank aber nicht. »Doch sie standen mit leeren Händen da. Sie hatten wenig Geld, wenig Zugang zu Informationen.« Er zuckte mit den Schultern. »Durch den Zufall meiner Geburt konnte ich ihnen ein wenig von beidem geben.«

Felicity bemühte sich zu begreifen, was er gesagt hatte. Konnte diesem Aristokraten, der versucht hatte, sie mit solch versierter Verführung in sein Bett zu bekommen, die Menschheit tatsächlich genug bedeuten, um sein Leben einem höheren Ziel zu widmen?

»Anfangs benutzte ich den Namen Severin, um Artikel in Untergrundzeitungen zu unterzeichnen.« Max lächelte leicht, als er sich an seinen jugendlichen Eifer erinnerte. »Später entwickelte er sich zu einer richtigen Persönlichkeit, um sowohl die Menschen, mit denen ich arbeite, als auch mich selbst zu schützen.«

»Warum erzählen Sie mir all das?«, fragte Felicity mit misstrauischem Blick. »Sie kennen mich nicht. Ich könnte Sie doch mit Leichtigkeit verraten.«

»Da haben Sie recht. Ich kenne Sie nicht.« Max' Mundwinkel hoben sich in der Andeutung eines Lächelns. »Aber ich weiß, dass Sie mich nicht verraten werden.«

»Woher wollen Sie das wissen?«, begehrte sie auf. »Sind Sie so überheblich zu glauben, dass ich Sie so unwiderstehlich finde?«

»Ich hätte mein Doppelleben all diese Jahre nicht überlebt, ohne ein ziemlich guter Menschenkenner zu werden.« Er beugte sich vor. »Sie mögen Maximilian von Berg verachten, aber Sie würden Michael Severin nicht verraten.«

Sein prüfender Blick und seine scharfsinnigen Worte bereiteten Felicity Unbehagen, und sie erhob sich und ging im Zimmer auf und ab. Sie war nicht erfreut von diesem neuen Wissen. Von diesem neuen Bild von ihm, das Respekt verlangte. Verdammt noch mal, es war schon schwer genug, der eindrucksvollen Kombination seiner Schönheit und seines Charmes zu widerstehen. Wie sollte sie das weiter zustande bringen, wenn sie ihn jetzt auch noch zu mögen begann? Sie fühlte sich in eine Ecke gedrängt. Nach einem tiefen Atemzug begann sie, sich aus dieser Ecke zu lösen.

»Und was ist mit dem lässigen Aristokraten, der völlig bedenkenlos junge Frauen in sein Bett zieht? Ist das auch Teil Ihrer Tarnung?«

»Was genau machen Sie mir zum Vorwurf?« Max sprach ruhig, als er aufstand. »Die Tatsache meiner Geburt?« Langsam kam er auf sie zu. »Die Tatsache, dass meine Stellung eine Teilnahme an Veranstaltungen und Feierlichkeiten, soziale Verpflichtungen und sonst nicht viel mehr erfordert? Oder die Tatsache, dass ich Sie lieben will?« Bei den letzten Worten wurde seine Stimme ganz weich. »Ich war nicht sehr subtil, nicht wahr?«, fuhr er fort. Mit einem reumütigen Lächeln hob er ihre behandschuhte Hand. »Würden Sie gern eine Entschuldigung hören?«

Felicity riss ihre Hand weg und wich mit einem Kopfschütteln zurück – ihr Verstand, all ihre Sinne in Aufruhr.

»Was, wenn ich Ihnen trotzdem eine gäbe?« Erneut überbrückte er die Entfernung zwischen ihnen.

»Nein.« Sie presste das Wort heraus, als er nahe genug kam, dass sie die Wärme seines Körpers spüren konnte, und das sinnliche Chaos in ihr verwandelte sich in nervöses Unbehagen. Als sie zurücktrat, verfiel ihr Absatz im Saum ihres Umhanges und ließ sie nach hinten stolpern.

Doch bevor sie fallen konnte, war Max da, ergriff ihre Arme und stellte sie wieder aufrecht hin. Felicity spürte, wie sich seine Finger in ihre Arme gruben. Sie wusste, dass er nur versuchte, sie vor einem Sturz zu bewahren. Sie *wusste* es. Aber alles, woran sie denken konnte, waren Charles Fosters Hände, die sie derb genug anfassten, um blaue Flecken zu hinterlassen. Plötzlich war die Erinnerung an den Geruch von saurem Schweiß und Whisky so stark und so wirklichkeitsnah, dass sich ihr der Magen umdrehte.

Als Max ihrer aufgerissenen und erschrocken blickenden Augen gewahr wurde, wich er zurück und behielt nur seine Fingerspitzen auf ihrem Arm, um sie zu stützen. Er begriff, dass es hier um mehr ging als eine vergangene Kränkung.

»Es tut mir leid.« Seine Augen spiegelten sein Lächeln wider. »Es hat den Anschein, dass Sie trotzdem Ihre Entschuldigung bekommen.«

Felicity richtete den Blick auf ihn und konzentrierte sich darauf, einen Atemzug nach dem anderen zu machen. Die Sanftmut in seinen Augen schien auch deren Farbe zu dem friedvollen Grau eines Taubenflügels zu dämpfen. Sie fand diese Sanftmut gefährlich anziehend und schloss die Augen.

»Es geht mir gut, danke.«

Es ging ihr nicht gut, dachte Max, aber das war nicht der richtige Moment, um nachzuhaken. Er ließ die Hände sinken und trat zur Seite.

Um Felicity die Zeit zu geben, die sie brauchte, um sich zu sammeln, drehte er sich zum Schreibtisch um und blätterte durch einige Unterlagen. Als er hörte, wie sie sich bewegte, wandte er sich erneut zu ihr um.

»Möchten Sie mir erzählen, warum Sie Michael Severin aufgesucht haben?«

Mit einem Seufzen setzte sich Felicity wieder. »Das ist eine lange Geschichte.« Ihr Blick flog zu ihm, als sie sich daran erinnerte, dass sie ihm diese Worte schon einmal gesagt hatte. Und sie erinnerte sich nur zu gut, was seine Antwort darauf gewesen war. Seine Miene verriet ihr, dass auch er sich erinnerte.

»Erzählen Sie nur«, sagte er leise. »Ich höre zu.«

Sie bedachte seine veränderte Ausdrucksweise mit einem leichten Nicken und begann zu sprechen: »Ich habe nie den tatsächlichen Namen meines Vaters gekannt. Er hat nie über sein Leben, bevor er nach Amerika gekommen war, gesprochen außer der Aussage, dass er der jüngere Sohn einer österreichischen Adelsfamilie war. Und er hat darauf bestanden, mir Deutsch beizubringen.« Die Traurigkeit darüber, dass er ihr so wenig von seiner Vergangenheit erzählt hatte, spiegelte sich in ihren Augen wider. »Meine Mutter war Carlotta Viviani. Die Leute in Paris erinnern sich noch immer an ihre Auftritte als Sängerin.« Felicity sah Max direkt in die Augen. »Unser Glück hing vom Kartentisch ab. Wir haben entweder von feinstem Porzellan gegessen oder gar nicht.«

Max gab einen leisen Laut des Mitgefühls von sich, doch sie hob das Kinn eine Spur und wies die Anteilnahme zurück.

»Es war nicht so schlimm, wie Sie glauben. Wir sind viel gereist. Ich kenne ganz Amerika. Das ist meine Heimat.« Sie erwähnte nicht, dass sie nie ein wirkliches Zuhause oder Freunde gehabt hatte. Mit nervösen Fingern zupfte sie an ihrem Rock. »Mein Vater neigte dazu, mehr zu ... trinken, als gut für ihn war.« Ein abgehackter Atemzug löste sich von ihren Lippen, als sie das Gefühl unterdrückte, sich illoyal zu verhalten. »In der Nacht vor meinem achtzehnten Geburtstag stürzte er die Treppe hinunter.« Felicity hob den Blick. »Er brach sich das Rückgrat.«

In den nüchternen Worten lag so viel Schmerz, dass Max zusammenzuckte. »Ist er daran gestorben?«

»Nicht sofort. Tagelang lag er in einem Delirium ausgelöst durch Schmerzen und Opium. Ich saß an seinem Bett und ... hörte zu.«

Felicity nahm ihr Glas und trank einen Schluck Wein. So lange hatte sie sich nicht erlaubt, sich zu erinnern, sich wirklich zu erinnern. Sie war erstaunt, dass der Schmerz und das Gefühl der Hilflosigkeit, die sie damals gequält hatten, noch immer so stark waren.

»Er redete viel, aber es war so zusammenhanglos, so verwirrend.« Den Blick auf die Vergangenheit gerichtet, bemerkte Felicity nicht, dass Max seine Hand auf ihre gelegt hatte. »Er sprach die ganze Zeit von einem Ort namens Greifenklau. Wieder und wieder bezeichnete er sich selbst als Kain, weil das Blut seines Bruders an seinen Händen klebte. Und er hat oft nach einer Frau namens Lulu gerufen.«

Sie erschauerte und plötzlich wurde ihr bewusst, dass ihre Finger mit Max' verschränkt waren. Sie wusste, dass sie ihre Hand lösen sollte, aber seine Wärme, die ihren Handschuh durchdrang, war beruhigend. Und ihr war so kalt.

»Zum Ende hin war er einige Zeit lang bei klarem Verstand. Er ließ mich versprechen, dass ich diese Frau namens Lulu finden und ihr sagen würde, dass er sie geliebt hat.« Ihre Finger verkrampften sich um Max' und ihre Stimme wurde vor Verzweiflung lauter. »Aber er hat mir nie ihren vollen Namen genannt.«

Ihre Augen glänzten mit unvergossenen Tränen, ihre Lippen waren schmal geworden durch Müdigkeit und erinnertem Schmerz und sie war so blass, dass Max sich beherrschen musste, um nicht die Arme um sie zu legen.

»Sind Sie direkt nach dem Tod Ihres Vaters nach Europa gekommen?«

Felicity schüttelte den Kopf. »Nein, ich ...« Ihre Augen verdüsterten sich, und sie bemerkte nicht, dass sich ihre Finger wieder anspannten. »Ich musste mich um meine Mutter kümmern.«

Eine neue Welle erinnerten Schmerzes verdunkelte ihre Augen. Gegen welche Gespenster kämpfte sie wohl an, fragte sich Max. Doch dann redete sie weiter.

»Ich kam erst nach Europa, nachdem sie gestorben war. Seit ich in Österreich bin, habe ich nach diesem Ort namens Greifenklau gesucht, aber nichts gefunden. Doch jedes Mal, wenn ich danach frage, geraten die Leute in Panik. Ich wurde sogar gewarnt, dass es meiner Karriere schaden würde, wenn ich weiter danach frage.« Sie sprach rasch, nahezu atemlos, da sie mit der Erzählung fertig werden wollte. Felicity zog ihre Hände aus Max' leichtem Griff, verschränkte sie in ihrem Schoß und holte tief Luft. »Können Sie mir helfen?«

Max hätte viel darum gegeben, ohne Vorbehalte Ja sagen zu können. »Vielleicht. Ich hoffe es.« Felicity kniff die Augen zusammen und wich zurück.

»Es wäre einfach, wenn ich der einzige Betroffene wäre. Doch so, wie die Dinge liegen ...« Er breitete die Hände aus und zuckte mit den Schultern.

Sie nickte ruckartig und blickte auf ihre Hände, und ihr wurde bewusst, dass ihr seine beruhigende Berührung fehlte.

Max streckte die Hand aus und hob sanft ihr Kinn an. »Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass ich alles in meiner Macht Stehende tun werde?«

Felicity sah die Kenntnis und das Bedauern in seinen Augen. »Sie wissen, was und wo Greifenklau ist«, flüsterte sie. »Nicht wahr?«

»Bitte. Keine weiteren Fragen.« Max' Daumen streifte ihre Unterlippe. »Im Moment müssen Sie mir einfach glauben, dass ich Ihnen soweit helfen werde, wie ich nur kann.«

Felicity riss ihren Kopf zurück, um sich von seiner betörenden Berührung zu lösen. Wie konnte er es wagen, sie mit seinen schmeichelnden Worten, seinem mühelosen Charme zu verträsten? Dieser Mann lebte ein Leben des Truges. Wie konnte sie ihm glauben? Doch dann fing sie erneut seinen Blick auf. Sie konnte all die Emotionen lesen, die sie während der vergangenen Stunde gesehen hatte – das Mitgefühl, das Bedauern. Sie konnte das Verlangen sehen, das begann, die Augen zu geschmolzenem Silber zu erwärmen. Doch es lag keine Heuchelei in ihnen. Keine Täuschung.

»Ich glaube Ihnen.« Sie machte eine Pause zwischen den Wörtern, als wäre es schwierig für sie, sie über die Lippen zu bringen, und das stimmte auch.

Mit einem Nicken erkannte Max an, was es sie gekostet hatte, ihr Misstrauen abzulegen.
»Danke. Ich werde Sie aufsuchen, wenn ich Ihnen mehr sagen kann.«

»Ich verlasse mich darauf.«

Max bemerkte, wie sie erneut das Kinn hob, als wollte sie ihn herausfordern. Nicht zum ersten Mal an diesem Abend verspürte er Bewunderung für diese zierliche Frau. Sie mochte so aussehen, als ob der kleinste Windhauch sie umwerfen könnte, aber sie verfügte über mehr Standhaftigkeit als die meisten Männer, die er kannte. Sein Mund begann, sich in einem Lächeln zu entspannen, als plötzlich Marias Bild auftauchte – ihr Gesicht nass von Tränen, ihre Augen voller Vorwürfe.

Felicity wappnete sich für den mächtigen Charme seines Lächelns, als dieses mittendrin erstarrte und zu einer Grimasse wurde. Da sie unsicher war, wie sie es interpretieren sollte, murmelte sie eine Verabschiedung, zog ihren Schleier herunter und flüchtete aus der Wohnung.

[Amazon/KU](#)